



Feierabend



Die Probe.

Von H. Jean.

Pedro Harmanos war einfach bass. So viel Luzas hatte er noch nie gesehen. Ein Teppich, so dick, daß man darin versinken konnte, lag im Vestibül. An den Wänden standen mächtige geschnitzte Schränke. Auf dem einen glänzte ein Pferd aus Jade, auf dem andern ein kristallner Fisch. Bequeme Lehnstühle luden zum Sitzen um einen prachtvollen Rauchtisch ein. Dann erschien eine Kammerzofe mit bernsteingelbem Bubi-kopf: Ob der Herr jener Herr sei, den die gnädige Frau erwarte?

„Ja,“ entgegnete er, „wir wollen ja proben.“ „Jawohl.“ Ob der Herr ihr folgen wolle...

Das tat der junge Mann um bald darnach in einem dunklen Zimmer zu stehen, in dem weiche Ruhebetten an einfach gestrichelten Wänden aufgestellt waren. Es war das Arbeitszimmer der berühmten Schauspielerin Fanni Moustier. „Entschuldigen Sie, bitte, daß ich Sie hierher bitten ließ,“ säuselte die Herrscherin des Hauses. „Aber wenn ich abends spiele, bin ich tagsüber buchstäblich tot.“

„Gott bewahre,“ versicherte Pedro, „ich stehe zu Ihren Diensten.“ Fanni Moustier lächelte ihr weltberühmtes Lächeln. Pedro stellte fest, daß sie sich eine gute Figur bewahrt hatte. Andererseits konnte man sich jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich um ihre Augen bereits viele kleine Falten und Schwellungen eingeschlichen hatten, und daß die berühmten rosenfarbenen Perlen, die sie um den Hals trug, zur Hälfte in ihrem schlaffen Fleisch versanken, als sie sich ein wenig vom Divan erhob.

„Haben Sie die Rolle bei sich?“ „Das ist durchaus nicht notwendig, Madame. Ich kann sie auswendig.“

Nur auf Empfehlung ihres Tanzlehrers hatte sie den jungen Brasilianer als Partner zu ihrem neuen Stück engagiert. Erst jetzt wollte sie prüfen, ob er genügend Talent besaß. „Sie erinnern sich also an die Szenenfolge?“ fragte sie langsam. „Während der Vorhang aufgeht, bin ich allein; es ist Abend; ich habe mich hingelegt, um auszuruhen. Alles um mich ist blau — dunkelblau, mein Kleid allerdings ist weiß und grell vom Scheinwerfer beleuchtet, und — plötzlich erscheinen Sie im Kunsterrahmen —“

„Entschuldigen Sie,“ sagte der junge Mann, „aber wäre es nicht besser, die Szene gleich hier zu arrangieren?“

„Ja — gern.“ Er schob einen Lehnstuhl in die Mitte des Zimmers. Dann stellte er zwei Stühle gerade gegenüber. „Das ist also das Bett, auf dem Sie ruhen — und das dort ist das Fenster. Was soll ich nun tun? Wollen Sie's mir, bitte, sagen?“ Er stellte sich zwischen die beiden Stühle und breitete die Arme aus, als wenn er einen Vorhang teilte. Fanni nahm auf dem Lehnstuhl in lässiger Haltung Platz. „Ja — so ist es gut — sehr gut — gehen Sie nur auf mich zu — nein — etwas leichter — auf den Zehenspitzen! Bedenken Sie, ich schlafe, und Sie wollen mich um keinen Preis wecken.“

„Darf ich Sie nun ansehen?“ fragte der junge Mann.

„Mein Gesicht dürfen Sie nicht betrachten. Sie sollen nur die ganze Zeit wie gebannt auf meine Perlenkette starren — das ist das einzige, was Sie interessiert — Sie sollen den Eindruck erwecken, hypnotisiert zu sein — gut — sehr gut — halt! Dann kommt die nächste Phase. Ich habe im Schlaf gespürt, daß jemand in meiner Nähe ist; jetzt öffne ich die Augen, sehe Sie — will Hilfe! Ichreien, aber es ist zu spät; schon haben Sie sich über mich gebeugt, drohen mir mit dem Revolver, falls ich schreie; ich schweige aber aus Angst. Dann binden Sie zuerst meine Hände zusammen; dann fesseln Sie auch meine Füße. Knüpfen ein Tuch um meinen Mund, nehmen mit raschem Griff die Perlen, um mit ihnen zu flüchten. Aber in diesem Augenblick bezagen sich unsere Blicke — von meinen Augen strahlt eine derartige magnetische Kraft aus, daß Sie zögern — meine Augen bitten und befehlen zugleich — Sie können nicht widerstehen — gegen Ihren Willen nähern Sie sich mir von neuem, befreien meine Hände und Füße, nehmen auch die Binde von meinem Munde — und in einem halb weisenden, halb neugierigen Ton jage ich: „Kommen Sie — reden wir einmal vernünftig miteinander!“ — und dann kommt unsere Unterhaltung. — Sind Sie im Bilde?“

„Ja — natürlich.“

Fanni hatte sich im Lehnstuhl zurückgelehnt und verfolgte aufmerksam die Bewegungen des jungen Mannes. „So — so ist's gut — ruhig — ganz ruhig — so — jetzt erwache ich — der Revolver! Haben Sie keinen? Na — ja — dann fesseln Sie mir Hände und Füße!“

„Wenn ich nur nicht Ihren schönen Schal ruinieren, sagte Pedro bedauernd.“

„Ach — Sie können ja auch die Portierenschür nehmen. So — und den Schal um den Mund — binden Sie nur ordentlich fest — natürlich nicht zu fest —“

Mit sanften ruhigen Bewegungen hatte er sie gefesselt und wickelte das feine Tuch um ihren Mund. Sie konnte sich weder rühren, noch konnte sie sprechen. Da nahm er die rosarote Perlenkette und ließ sie in seiner Tasche verschwinden, verbeugte sich wie ein Cavalier und entfernte sich, ohne auch nur die geringste Notiz davon zu nehmen, daß ihr magnetischer Blick zugleich „hat“ und „befahl“...

„Meinen Tod möchte ich im Film verwenden.“

Im Posteinlauf einer polnischen Filmgesellschaft fand sich dieser Tage folgender Brief:

„Die löbliche Filmgesellschaft wird so gut sein, die undenklichen Worte zum Lesen. Soll man auf dieser Welt leben bleiben oder soll man sich eine Kugel in Kopf jagen? Welt in Wirklichkeit ist die Welt nicht für mich. Ich bin ein Invalide, ich habe keinen rechten Fuß von der halben Wade abwärts. Wenn ich wenigstens eine Prothese hätte. Aber was soll man tun, wenn es für einen Kauf nicht reicht und beileben will und kann ich nicht. Ich bin jetzt 20 Jahre alt. Ich bin gelähmt, ich bin trübselig. Obwohl ich kein Bein habe, könnte ich Menschen hinlegen. Aber weil mich das Schicksal verfolgte hat, habe ich seit zwölf Jahren kein Bein, seit 10 Jahren keinen Vater. So daß ich selbst mein Leben verdienen muß aber eine Behinderung in schwer zu finden. Also ist das beste Mittel meinen Körper zu töten, daß die Seele fliegt. Meinem Tod möchte ich im Film verwenden. Also möchte ich die Filmgesellschaft bitten um die Filmaufnahme desselben. Für diese Aufnahme verlange ich nur daß mein häßlicher Pender Ofel mit einem

Beitrag von 50.000 Bloty versichert wird gegen Unfall. Was meinen Tod anlangt, kann er verschoben sein. Ich kann in einen Zug hineinlaufen der 140 Kilometer in der Stunde fährt oder ich kann auch, wenn es besser ist aus einem Flugzeug springen in 10 Kilometer Höhe. Im Uebrigen las ich nach dem Wunsch der löblichen Filmgesellschaft zugrunde gehen. Mit meinem Ehrentwort immer bereit zu sein, sogar wenn ich einen Haupttreffer oder eine Prämie in der Lotterie mache, werde ich nach geschlossener Vereinbarung mit der löblichen Filmgesellschaft Wort halten.

Jan Sobczyk

Lublin, Lecynska 15, Tür 10.

Jan Sobczyk aus Lublin wird das Engagement bei der löblichen Filmgesellschaft nicht bekommen: Millionen von Kinobesuchern wird das pridelnde Vergnügen, das letzte Zucken eines sterbenden Krüppels unter Lokomotivrädern in Großaufnahme zu sehen, entgehen. Denn nach einer neuen Vereinbarung hat sich das Sterben im Film innerhalb der Grenzen des guten Geschmacks abzuspielen, und Filmgesellschaften pflegen ihre Vereinbarungen zu halten, ganz so wie hungrige Invaliden, die wohl das Herz, aber nicht das Bein am rechten Fleck haben.

Jan Sobczyk aus Lublin wird nicht einmal eine Antwort auf seine Frage bekommen, ob man auf dieser Welt leben bleiben soll. Filmgesellschaften haben im allgemeinen wichtigere Dinge im Kopf, als solche alberne Fragen. Sie müssen herrliche Filme drehen, in denen dem P. T. Publikum für sein gutes Geld bewiesen wird, wundervoll doch alles auf dieser Welt eingerichtet ist. Wie arme und dennoch ehrbare Mädchen es sich nicht verdrießen lassen, durch zweitausend Meter Film hindurch arm und ehrbar zu bleiben, um dann am Ende einen unvorstellbar schönen Herrn aus bester Familie zu heiraten. Großaufnahme: wogender Busen, blühender Hieber, säufelnde Lüste — neuerdings sogar hörbar — das ist die Welt. Aber in Wirklichkeit ist diese Welt eben nicht für Proleten, die ihre Glieder auf irgendeinem Feld der Ehre gelassen haben.

Jan Sobczyk aus Lublin versteht die Welt nicht. Er hat noch nicht erkannt, daß aller Dreck und alle Not dieser von Spießern für Spießher gebauten Welt sich in himmelblaue Schönheit verwandelt, wenn er sich in der silberglänzenden Leinwand des Kinos spiegelt. Nicht sterbende Krüppel wollen die Leute sehen, sondern Gentlemen, die in tadellosem Frack mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem fürstlichen Salon sitzen. Jan aber hat weder einen tadellosen Frack noch zwei Beine zum Übereinanderschlagen. Er wird wohl nie ein rechter Filmstar werden. Also ist das beste, seinen Körper zu töten, daß die Seele fliegt. Hinauf zu Gott, in dessen Namen vielleicht die Granate gesegnet worden war, die sein rechtes Bein wegriß.

Jan Sobczyk aus Lublin hat noch zwei Ideale. Zwei Dinge schweben ihm als unerreichbare Gipfel des Glückes vor: eine Unfallversicherung, die seinen jüngsten Bruder Nest vor dem Grauen seines eigenen Schicksals schützen soll, und — ein Holzbein. Hätte er ein Holzbein, er könnte vielleicht so glücklich sein, irgendwem Beschäftigung als Strafenarbeiter oder Koffertträger zu finden, vielleicht könnte er sogar Billetteur in einem Kino werden. Aber das sind ja alles nur Luftschlöffer, denn er hat ja gar kein Holzbein.

Jan Sobczyk aus Lublin kann, was seinen Tod anlangt — auf verschiedene Weise sterben. Er kann sich eine Kugel durch den Kopf schießen, er kann in einem Spital an Tuberkulose

sterben, aber er kann auch ganz gewöhnlich verhungern. All das wird er aber ganz umsonst die mehr auf die heitere Note eingestellt sind, machen müssen, denn eindrucksvolle Krüppel „nicht gefragt“.

Ich stiftete eine Falterehe.

Von Friedrich Schnad.

In einem einzigartig schönen Buche („Das Wunderreich der Falter“, Erlebnisse und Abenteuer. Mit 111 Bildern im Text. Preis geb. M. 9.— Verlag Dietrich Reimer, Berlin) hat sich Friedrich Schnad, der erste Preisträger der Preussischen Akademie der Künste, eine der bestriedendsten Gebiete der Natur zu künstlerischer Darstellung und Schilderung erwählt: das Leben der Schmetterlinge. Eine Welt für sich und eine zauberhaft schöne. Friedrich Schnad ist ihr mit Liebe zugeht und hat ihr Jahre schönheitsfreudiger Beobachtung gewidmet. Das Ergebnis ist dieses wundervolle Buch, das nicht die Zahl der Lehrbücher über Schmetterlinge vermehren will, sondern das sich zur Aufgabe setzt, in die Wunder dieser Feen des Tierreiches einzuführen. Das ist ihm in Wort und Bild prächtig gelungen. Besonders die Bilder, nach photographischen Aufnahmen in freier Natur, sind Meisterleistungen. Mit Genehmigung des Verlages bringen wir nachstehend ein Kapitel aus dem Buche zum Abdruck:

Neue Winter schläfer erwachten. An Bächen und Abhängen erblühten die Weiden, Insektenherbergen. Ihre Duftfahnen wehten. Regen Zuspruch fanden die frühen Schenken, es ging darin hoch her. Rücksichtslos durchstörten die Hummeln, bäuerische Wirtschaftsgäste, die Schafklammern der Samtblüten. Wespen lärmten herbei, Bienen schossen heran. Auch gelbe Falter flockten durch das Raß- und Sitterwerk der Zweige. Alle strebten zur Labe. Schwirrmusik machten dazu die Fliegenflügel.

Auf einem frühen Blütenquirl sah ein Zitronenfalter. Er hatte die Flügel zusammengeklappt: von hier ging er nicht so bald fort. Mit guten Gewürzen war der Rektar durchmischt. Der Falter nestelte seinen langen Rüssel in die Rektarien der Blüte, das Pollenmehl stäubte ab. Durch den gebogenen Saugheber lieg der seine Honigstrahl. Großartig schmelte es dem Selben. Dunkel sumnte die Weide, es war ein Lied von verworrenem Insektenklang. Die gemusterten Hinterleiber der gierigen Fliegen blühten, die Flügel der Wespen klirrten an meinem sechshäufigen Falter vorbei. Die mochten klirren, ihn störte das wilde Volk nicht. Er tat seinen ersten Trunk im neuen Falterjahr, es war ein Zitronenfalterzug voll Bedacht, dazu mußte man sich Zeit gönnen.

Auch ein zartes Weibchen verkostete den Honig. Ihr weißlich-gelbes Kleid schimmerte und zeigte nicht den kleinsten Winterschaden. Sie war gut durchgekommen in ihre neue Zeit. Ob der gelbe Falter sie witterte?

Der alte Weidenbusch, das nahrhafte Haus zur Honigmutter, strahlte und prunkte. Selber ein Schlemmer, tauchte er seinen Bispel in den Sonnenschein, windunruhig sichtig er mit dem Zweigknag im Licht. Gold und Silber überflossen ihn. Seiden blinkten die Puderquasten. Wie gehämmert schimmerten die noch geschlossenen Blütenzapfen der unteren Stokwerke. Im Holz toten Frühlingsströme. Mit starkem Leben lodte der Busch die Seiden-, Glas- und Florflügler weiter.

Da löste sich das Weibchen von der Knospenquaste. Elegant flatterte es durch die

grüne und silberne Konditorei, suchte nachhaft darin herum, schwebte hinaus und umstrich den Busch. Aber der gelbe, verwunschene Zitronenfalter sah es nicht. Er war kurzichtig und starrte nur auf seine Knospe. All seine Schmetterlingsfüße galtten dem guten Tropfen. Elefantenhaft hatte er den Rüssel in den Saftbrunnen gesteckt. Seine Fühler nahmen nichts anderes als Blütenhauch wahr.

Ich werde ihn aufführen!
Ein Blütenzapfen, den ich gegen die Knospenpindel schnellte, woran der Trummer sog, verursachte eine starke Erschütterung. Erschrocken schlappte auch gleich der Falter auf und ging vor Wind. Die Brise nahm ihn mit und spülte ihn rund um den Busch. Dabei geriet der Schiffer in den weiblichen Duft. Ihn durchdrang das belebende Wunderarom, das Liebeselixier. Aufgeregt zappelnd warf er sich herum, stieß gegen den Wind, zickzackte steuernd und fuhr auf die zarte Spur. In seine Fühler schossen die Geruchslinien. wie Reißschenschnüre spannten sich die Reizwellen. Die feinen Sinneskegel der Fühlerkeulen vibrierten und schlugen immer heftiger, je näher der Falter der Verfolgten kam. Er holte sie ein, warf sich mit einem wilden Schwung fast auf das verblüffte Weibchen, das behend einer so scharfen Werbung zu entgehen trachtete. Seine Fühler berührten ihre Fühler, eine elektrische Sendung von unbegreiflicher Stärke und Verführungsmacht: nie wird man erfahren, was der gelbe Postillon der Erkorenen telegraphierte... Sie hatten einander einen Augenblick berührt, nun kniff sie aus. Aber er, ein Meisterflieger, gut bei Kräften, folgte ihr gewandt mit hin und her, auf und ab, rempelte sie dreist an, sie stießen geschmeidigen Flug.

Er ließ nicht aus. Geschick hielt er bei. Wie eine Schwalbe segelte er. Seine Bewegungen hatten sich in ihre Bewegungen. Mutwillig jagte er sie. Steil sausten sie empor. Nicht ungünstig seine Ausfluchten. Ihr Drang, ihm zu entfliehen, schien nicht mehr so nachhaltig, wie noch vor einem Augenblick. Der Verfolger mußte sie mit seinem Fühlerwort gelähmt haben. Das sah fest und machte sie achsüchtig. Gleich einer hilflosen, verächtlichsten Blütenfode flatterte sie von der Erde zum Himmel zu. Aber oben konnte sie nicht bleiben. Erdschwere und Gattungstrieb holten sie fast herunter: ihr hochzeitlicher Wirbelflug hob an. innig zitternder Brantanz. Entzückendes Mennett: sarkliche Ahschal, keuschste Leiber... Falterliebe.

Sie schwebten herab, einer vom anderen liebend abgann: so fallen zu gleicher Zeit zwei gelbe Rosenblätter vom Stok, zu gleicher Zeit miteinander im Nasen landend. Eine Falterstrobe flatterte mir im Sinn:

Wenn sie sich einander nähern, tanzen sie.
Einen sie sich aber, dann sind sie ganz ruhig.
Die Schmetterlinge...

So geschah es, sie einten sich. Bodennah saßten sie auf einem Heidelbeertrieb. Fuh: sie oben, er unter ihr. Zu einem reinen Ornament erstarrte an dem grünen Zweig ihr vollkommenes Bild. Mit zusammengeklappten Flügeln und verbundenen Leibern hingen sie still — ein regungsloser gelbweißer Doppelfalter. Die Schmetterlingshehe, von mir gestiftet, war geschlossen.

Übungsplatz zukünftiger Clowns.

Von Egon Erwin Kisch.

Kischs „Rasender Reporter“ erscheint jeben in einer Volksausgabe zum Preis von M. 2.85 im Sieben-Stabe-Verlag, Berlin. Wir bringen hier eine kleine Skizze aus dem spannenden Buch zum Abdruck.

Wenn ein ammutiges Schicksal nach dem Mittagessen in den Bois de Vincennes hinausführt, der kann sich auf der Insel Dumesnil mannigfach belustigen: er kann sich in einen der Büsche am Seeufer legen, auf den weichen Rasen, und sich einfach seines Schicksals freuen. Oder er kann auch den Knaben zusehen, die aus dem Gymnasium direkt ins Gymnase hierhergeleitet sind, um unbeaufsichtigt und unkommandiert und unbeliebt (bis auf die Schwimmhose) zu turnen. Oder kann sich der obbemerkte Glückliche an den unterschiedlichen Vergnügungsautomaten ergötzen, zum Beispiel am Elektrifizierapparat, dessen Strom allerdings sein eingangs erwähntes ammutiges Schicksal aufzubrechen läßt, damit die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Herren erregt werde.

Auf einem Rasenplatz treiben dreizehn Bur-schen in Hundsbärn allerhand unverwünftiges Zeug. Der eine versucht, auf einen werten Freund hinaufzuklettern, ein anscheinend noch weiterer Freund zieht ihn am Hosenboden und fällt auf den Allerwertesten. Einer läuft auf den Händen, überschlägt sich aber plötzlich und bleibt nach einigen verzweifelten Zudungen leblos liegen. Anlauf zum Sprung nimmt ein Dritter, stolpert dabei und stürzt hin. Anfangs glaubt der Passant, einige besonders ungeschickte Parterregymnasten vor sich zu haben. Es stellt sich jedoch bald heraus, daß die jungen Männer den Ehrgeiz, Akrobaten zu werden, einmal be-sessen haben mögen, aber nun von einem ande-ren besetzt sind. Ihre gekrümmte Haltung ist Absicht, ihr Gang mit durchgedrückten Knien ist Absicht, und Absicht ist ihr Stolpern und Lie-genbleiben. Man erkennt es, wenn sie bei einem Sturme mit Pfiststimme „Ohlala“ rufen oder sich hinten an den eigenen Beinkleidern wieder in die Höhe zu ziehen versuchen: die Dreizehn ahmen Zirkusclowns nach.

Wenn sie müde sind vom Handstand und vom Hinfallen, dann holt jeder seinen Hut von dem Kleiderhaken, neben dem sehr viele große Geschäftsschlüssel liegen, und sie werfen den Charpeau melon in die Höhe, um ihn mit dem Kopfe aufzufangen, ohlala! oder lassen ihn den Arm hinabgleiten und fangen ihn mit der Fußspitze auf, ohlala! Zwei proben die Parodie des Boxkampfes zwischen Clown und dummem Au-gust: wie der Clown nach jedem gelandeten Hieb „stop“ ruft und der gerade zum Stoß aus-holende August daraufhin die Arme hochheben muß, bis der Kampf in eine Prügelei ausartet und schließlich damit endet, daß die beiden Cham-pions weit voneinander entfernt auf der Erde liegen, beide halbtot, nur noch unfähig matt mit den Händen in die Luft schlagend. Zwei andere spielen die Quosene, in der sich der dumme August mit dem Clown „telephonisch“ unterhält, wo ihn der Clown um hundert Fran-ken anpumpt; da hört er plötzlich zu hören auf, der Apparat funktioniert nicht mehr, ohlala! Und was der infantilen Scherze mehr sind, die uns im Zirkus so gefallen, weil sie eben infantil sind, derort überraschend blödsinnig, daß man lachen muß.

Die dreizehn jungen Leute sind samt und sonders Handlungsdiener. Sie sind Pariser und lernen diese alten Manegeweise im Tonfall der

englischen Sprache und mit großem Ernst. Aus der inneren Stadt sind sie in der Mittagspause mit der Untergrundbahn hierher nach Vincennes gefahren, drei Viertelstunden nimmt die Reise hin und zurück in Anspruch. Eine Stunde lang können sie üben. Sie sagen, daß sie das zum Sport tun. Aber aus Sport kann man wohl einen Sportbetreiben, aber nicht die Parodie eines Sports. Und sicherlich wird jeder von ihnen eines Abends dem Buchhalter die Ladenschlüssel hintwerfen und in einem Vorstadtzirkus als Diener Beschäftigung suchen, dort wird ihn der Clown als Zielscheibe seiner Wipe bald heraus-gefunden haben, und einst wird kommen der Tag, an dem der heutige Geschäftsdiener in grellseidenem Narrengewand, die Regellappe über weiß gepudertem Gesicht und Ingeglatttem Schädel, in die Manege tappt. Er wird kein so berühmter Clown werden, wie Little Bitch oder Chaplin oder Mr. Chocolade oder die Fratellini oder ein anderer der Großen, in die Paris popu-lär sind: die können das alles wirklich, was sie parodieren, die sind gewiß schon als zweijährige Kinder von Papa den Zirkusgästen vorgeführt worden und kennen ihr Publikum und bringen ihm, was es will. Doch die dreizehn Handlungsdiener sind gelehrte und gebohrne Handlungsdiener, und was sie hier allmütig am Ufer des Dumesnilsees im Bois de Vincennes tun, ist nichts als eine mehr oder minder gute Kopie abgebrauchter Zirkuscherze, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen.

In allen Schichten gibt es Sehnsucht nach Kunst. Der Arbeiterjohn hat oft den Ehrgeiz, ein berühmter Koch zu werden. Der junge Ge-schäftsdiener will es zum meisterhaftesten Akro-baten bringen. Und der Gymnast träumt da-von, unsterbliche Dramen zu dichten. Nichtsdesto-weniger wird zumeist jener Arbeiterjohn nicht mehr als ein Kellner in einem kleinen Gasthaus, jener Geschäftsdiener nur ein Clown im kleinen Zirkus und jener Gymnast bloß ein Repor-ter, der über die kleinen Clowns einen Artikel von fünfundsachtzig Zeilen schreibt.

Die „Liga gegen den Anstand“

Man ist in den belgischen Badeorten sehr moralisch, so moralisch, daß die Brüderie der Lehrenden die ausländischen Badegäste größtent-eils vertrieben hat. Amerikanerinnen, Franzö-sinnen und Engländerinnen gehen lieber nach Biarritz, Deauville, an den Lido, oder nach Juan les Pins, wo sie ihre Reize in freige-bigeren Badekostümen zeigen können. Die neu-gierigen Männer folgten natürlich dahin, wo es was zu sehen gibt. Damit sind aber die Hoteliers, Ladeninhaber und andere Leute, die von der Badefaison leben, keineswegs einver-standen. Man hat daher in Ostende eine „Liga gegen den Anstand“ gegründet. Der Aufruf dieser wahrscheinlich einzigartigen Gesellschaft lautet:

Manche Bürgermeister unserer Bade-orte fordern, daß der Strand wie eine Kirche aussehen soll. Zuviel Anstand ist ein Luxus, den wir uns nicht leisten können. Er kostet uns eine Menge Geld und wird uns in Zu-kunft noch mehr kosten; denn diese lächerliche Brüderie vertreibt alle Ausländer. Wie kann man erwarten, daß Fremde zu uns kommen und sich in unseren Badeorten wohl-fühlen, wenn sie nicht von ihrer männlichen und weiblichen anatomischen Beschaffenheit soviel zeigen dürfen, wie sie in anderen in-ternationalen Badeorten ungehindert zur

„Das hier ist ein Schießgewehr. Das habe ich.. ich selbst meinem Jungen gekauft. Da-mit hat er gespielt. Damit hat er sich unmerklich die Liebe aus seinem Herzen hinausgeschleudert. Damit hat er schießen gelernt. Mein Sohn ist gefallen. Er ist tot. Ich bin sein Mörder... Vaterhölz, Ruhmsucht, Gedankenlosigkeit und Gewohnheit haben mich zum Mörder werden lassen. Und doch habe ich nur getan, was auch ihr getan habt... Ich frage euch: Ist der kein Mörder, der ein un-schuldiges Kind so erzieht, daß es erst zum Mörder werden muß, bevor es selbst ermordet wird?... Es gibt heute in Europa keinen Menschen mehr, der nicht ein Mörder wäre!... Wir sind verblendet und Mörder, weil wir den Geg-ner außer uns suchen und zu finden glauben. In uns selbst ist der Feind!... Wir dürfen uns nicht länger belügen und sagen: Nur der Zar, der Kaiser, der Engländer sind schuld... Ich bin schuld... Und du bist schuld. Und du und du... Denn auch wir hatten... die Liebe vergessen.“

Schau stellen dürfen? Das belgische Straf-gesetz enthält keine Paragraphen gegen Sonnenbäder...“

Die „Liga gegen den Anstand“ schlägt vor, in jedem belgischen Badeort eine Statue in einem behördlich genehmigten und beglaubigten Badeanzug aufzustellen, an dem die Badegäste studieren können, wie ihre Badetoilette auszu-sehen hat. Mit einem melancholischen Stö-ßseufzer schließt der Aufruf: „Aber werden wir denn überhaupt noch Badegäste haben?“

Sieger in dem Streit werden die Ge-schäftsleute sein. Alle Sitte unterliegt wirt-schaftlicher Entscheidung.

Ehescheidungen im alten Rom

Im alten Rom gab es die Zwölfstafel-Ge-setze, die den Römern eine Trennung der Ehe in zwingenden Fällen gestatteten. Es ist jedoch wenig bekannt, daß die Römer von dieser Ein-richtung Gebrauch gemacht hätten. Keiner der lateinischen Schriftsteller berichtet über geschie-dene Ehen, und man ist im Laufe der Jahr-hunderte zu dem Schlusse gekommen, daß die Römer die Ehe keineswegs für das wichtigste Ereignis ihres Lebens hielten. Indessen haben die Forschungen der letzten Jahrzehnte doch einige positive Berichte ans Licht gebracht. So steht der Name des ersten Römers, der sich auf Grund der Gesetze scheiden ließ, fest: er hieß Spurius Carvilius Auga. Die Beweggründe seines damals noch aufsehenerregenden Schrit-tes waren durchaus vernünftiger Natur: es gibt mehrere Quellen, die über diesen, als den ersten Fall einer Ehescheidung im alten Rom berichten.

Später löste man Ehen aus ziemlich rich-tigen Ursachen. So ließ sich C. Sulpicius scheiden weil seine Gattin mit unbedecktem Kopfe auf die Straße gegangen und gesehen worden war. Antistius Venus verlangte Schei-dung, weil sein Weib mit einem Freigelassenen (früheren Sklaven) geiprochen hatte; das Weib des Sempronius Sophus hatte allein das Theater besucht. Cicero, der Vater der Be-redsamkeit, trennte sich von seiner Frau Teren-tia, weil sie während seiner Abwesenheit das Haus nicht sorgfältig genug verwaltet und vor allem — zu viel Geld verbraucht hatte. Von seiner zweiten Frau wurde Cicero gleichfalls geschieden, weil sie sich über den Tod Tullias, seiner über alles geliebten Tochter, zu freuen übten. Auch Cäsar und Pompejus ließen sich von ihren Frauen scheiden.

Die Verwendung von Beerenfrüchten.

Wenn Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren reifen, kommt für die Hausfrau die gute Zeit, wo sie nie mehr zu fragen braucht: was kochte ich morgen? Da wachsen ihr die Gerichte sozusagen zu.

Nehmen wir zunächst die Kalkschalen, die vor allem in Norddeutschland die beliebte Einleitung des sommerlichen Mittagessens sind. Man kocht die Beeren in Wasser weich und treibt sie durch ein Sieb, schmeckt sie mit Zucker ab, verdünnt die Kalkschale eventuell, wenn sie zu dick geworden sein sollte, mit etwas Wasser und stellt sie kalt.

Als Nachfrucht gibt es nichts Besseres als eingedickte Himbeeren oder Heidelbeeren mit Milch; auch zu Kompotts jeder Art sind die verschiedenen Beerenarten geeignet. Die Johannisbeeren braucht man nur abzubeeren und einzuguckern, ebenso ist es mit den Heidelbeeren. Auf diese Weise schmecken sie köstlich zu einfachen Eiertugen. Will man ein gelocktes Kompott herstellen, so säubert man die Früchte gut und legt sie zum Abtropfen auf ein Sieb. Inzwischen läßt man ein halbes Pfund Zucker mit wenig Wasser (für ein Pfund Johannisbeeren) zu einem dicken, klaren Sirup kochen, gibt die Johannisbeeren hinein und läßt sie etwa 5 Minuten kochen. Dann gießt man sie durch ein Sieb und tut die Beeren in eine Glasschale. Den Saft jedoch läßt man recht kurz einkochen und gießt ihn kochend über die Beeren. Ganz ebenso verfährt man bei Himbeeren. Stachelbeeren wickelt man leicht ab, ehe man sie in den Zuckersirup tut, dafür ist aber das Nachkochen des Saftes nur dann nötig, wenn er sich als zu dünn erweisen sollte. Blaubeeren werden wie Johannisbeeren sofort in den Zuckersirup getan; sobald sie aufkochen, werden sie zum Erkalten in eine Schale geschüttet.

Für einen einfachen Obstkuchen ergeben Heidelbeeren, aber auch Johannisbeeren eine gute Auflage. Man stellt einen einfachen Hefeteig her, indem man zunächst aus 1/2 kg Mehl und 1/2 Liter erwärmter Milch das Hefestück anrührt und an warmem Ort gehen läßt. Dann rührt man 175 Gramm Butter zu Sahne, gibt drei Eier und 65 Gramm Zucker sowie die abgeriebene Schale einer Zitrone hinein, gibt eine Prise Salz dazu, mengt 1/2 Pfund Mehl gut darunter, gibt jetzt das Hefestück hinein und verarbeitet den Teig, bis er Blasen schlägt. Nun wird der Teig gleichmäßig auf ein gut gefettetes Backblech gestrichen und dick mit Blaubeeren oder Johannisbeeren belegt. Den Zucker streut man am besten erst auf, wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt.

Sehr vorteilhaft ist es auch, sich von den frischen Beerenfrüchten Marmelade selber einzufachen.

Am besten mischt man zu Marmelade verschiedene Früchte, also etwa Stachelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, eventuell auch Erdbeeren. Man kocht die Früchte zunächst in Wasser weich, und zwar rechnet man auf vier Pfund 1/2 Liter Wasser. Dann treibt man das Fruchtmus durch ein Sieb und kocht es — auf ein Pfund Frucht 1/2 Pfund Zucker — unter ständigem Mühren so lange, bis eine Probe auf einem kalten Teller geliert. Darauf füllt man es in Marmeladegläser und verschließt sie mit abgefärbtem Pergamentpapier. Sehr gut ist es, wenn man oben auf das Glas ein Blatt Pergamentpapier legt.

Das köstliche Johannisbeergelee läßt sich auf einfache Weise bereiten. Man schüttet auf ein Pfund gewaschene und abgebeerte Johannisbeeren ein Pfund Streuzucker und läßt es die Nacht über stehen. Dann kocht man die Früchte, bis sie klar und zerlegt sind, gießt sie in ein feines Sieb und füllt den Saft in Gläser, worin er geliert. Diese Gläser verschließt man wie üblich. Die Rückstände kann man gut noch für Marmelade verwenden.

Wer selber Sträucher abzurnten hat, wird vielleicht auch an die Bereitung von Beerenwein denken. Johannisbeerenwein herzustellen, ist ein ganz einfaches Verfahren. Die Beeren werden zerdrückt und der Brei durch ein Haarsieb gerieben; nun mischt man Wasser darunter, und zwar auf einen Liter Saft zwei Liter Wasser. Zucker wird in dem Verhältnis 1:1 hinzugegeben, also ein Pfund Zucker auf einen Liter Saft. Diese Mischung tut man in ein sauberes Weinsäß und läßt sie drei Wochen gären. Dann gießt man sie in ein anderes Gefäß und tut noch sechs Pfund Zucker sowie 35 Gramm in 1/4 Liter Wasser aufgelöste Hausenblase hinzu. Nachdem man das Weinsäß gereinigt hat, gibt man die Mischung wieder hinein und gießt nach weiteren drei Wochen Kornbranntwein hinein, und zwar ein Zehntel so viel, wie man ursprünglich Saft verwendet hat, auf 10 Liter Saft zum Beispiel einen Liter Kornbranntwein. Nach einem halben Jahr kann man den Wein auf Flaschen füllen, darf aber das Faß nicht schütteln.

Was mancher nicht weiß.

Ein **Kaletenflugzeug**, das durch Radiowellen gelenkt wird, ist von einem amerikanischen Ingenieur erfunden. Es befinden sich drei gewöhnliche Benzinmotoren in der Maschine, mit deren Hilfe die Maschine in Bewegung gesetzt wird. Sie ist mit 86 Kaleten versehen, die, sobald das Flugzeug sich in passender Höhe befindet, durch Radioimpulse angezündet werden. Nach den Angaben des Erfinders wird damit gerechnet, daß diese Flugmaschine eine Geschwindigkeit von 1500 Kilometern in der Stunde erreicht.

Das **Glas so zerbrechlich** ist, ist auf die rasche Abkühlung zurückzuführen. Eine langsamere Abkühlung macht das Glas entsprechend zäher. Bis zu einem gewissen Grade kann man jedoch auch fertige Glaswaren widerstandsfähiger machen, indem man sie nämlich in kaltes Wasser legt, dem man etwas Salz zusetzt, dann das Wasser bis zum Kochen erhitzt und es nun langsam abkühlen läßt.

Heiteres.

Religion. „Sag mir doch, Mutti“, fragt Etschen, „kommen Männer überhaupt in den Himmel?“ — „Aber natürlich, Liebling. Warum fragst du?“ — „Weil die Engel auf den Bildern niemals Schnurrbärte haben.“ — „Rein, Kindchen“, sagt Mutti gedankenvoll, „einige Männer kommen sicher in den Himmel... aber sie werden dort gleich rasiert.“

Der Rechnungsprüfer. Herr Gustav Reingshofer, Rechnungsprüfer im Finanzamt, ist durch Erbschaft eine größere Summe zugefallen, die ihm ermöglicht, seine langversicherte Italienreise zu unternehmen. Der minutiös ausgearbeitete Reiseplan klappt in allen Teilen. In Rom betritt er mit ausgeprägtem Baedeker die Peterskirche, zählt Altäre, Säulen und Fenster nach, schaut ins Buch: „Stimmt!“ nicht er befriedigt und wendet sich zum Gehen.

Berichtungs-Langelweife. „Warum applaudierst du dem Referenten?“ — „Darum, weil er weniger als die ihm zugebilligte halbe Stunde geredet hat.“

Arm und reich. Man unterhielt sich am Hofe Harun al Raschids über die Begriffe arm und reich. Hamata sagte zu diesem Thema: „Fällt ein Reicher, so sagt man: Der Bedauernswerte! Er ist gestolpert!“ — „Und wie“, fragte der Kalif, „wie sagt man, wenn ein Armer hinfällt?“ — „Und wenn ein Armer hinfällt“, vollendete Hamata seinen Vergleich, „so sagt man: Das Schwein! Er ist bejoffen!“

Schach-Gcke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel, Wistritz bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anzeigen ist Retourmarke beizulegen. 14. Fortsetzung.

Dame gegen zwei leichte Figuren. Theoretisch genommen sollte die Dame immer gewinnen. Es gibt jedoch Stellungen, in denen der Gewinn nicht zu erzielen ist, weil der König sich nicht nähern kann.

Bild 76. Dame gegen zwei Läufer.



Das Spiel in obenstehendem Bilde bleibt remis, wenn auch Weiß anzieht, weil der weiße König abgeschnitten bleibt. Zum Beispiel 1. Dd7+ Kg8! (schlecht wäre Lf7 wegen Kf5) 2. De6+ Kg7 3. Kf4 Lh7! 4. Dd7+ Kg6 oder g8 usw. Leichter ist das Spiel der Dame gegen zwei Springer. Die Verteidigung muß trachten, die Springer nebeneinander, nicht aber aneinander deckend, zu stellen. (Siehe Bild 77.)

Dame gegen zwei Springer.



Zum Beispiel 1. De6 Kg7! 2. Kf3 Sh7! 3. Kg4 Sf8! 4. Dd6 Kf7 5. Dd5+ Kg7 6. Kg5 Sh7+ usw., remis.

Merkwürdigerweise gewinnt die Dame gegen einen Läufer und einen Springer fast regelmäßig. Selten in der Praxis vorkommend und mehr studienartig ist der Kampf einer Dame gegen Dame und eine leichte Figur. Von besonderen Positionen abgesehen, bleibt das Spiel unentschieden, weil die Dame der stärkeren Partei nicht getauscht werden darf. Dame und Turm gewinnen dagegen gegen die einzelne Dame regelmäßig, weil der Tausch der Damen hier den Gewinn nicht beeinträchtigt.

Fortsetzung folgt.